

Wie das Glück kommt [Schluss]

Autor(en): **Adelung, Sophie von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

— ❁ — Wie das Glück kommt — ❁ —

Skizze von Sophie von Adlung, Stuttgart.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Renata schlich in ihr Schlafkrübbchen hinauf; sie, die sonst nie Müde, mußte sich am Treppengeländer festhalten, sie wäre sonst gefallen. Sie schüttelte den Kopf über sich selbst: wie war doch die Sommerhize so erschlaffend! Droben angelangt, ging sie zum kleinen Spiegel, der an der Wand hing, und betrachtete sich aufmerksam darin. Zug für Zug, wie sie es vielleicht noch nie im Leben getan hatte, aufmerksam, mit einer gewissen unpersonlichen Neugierde. Seltsam, wie viel war ihr doch bei den flüchtigen Besuchen entgangen, die sie dem Spiegel zu machen pflegte! Hier ein Fältchen, dort die Haut schlaff — die feinen Silberfädchen da und dort — das müde, hoffnungslose Aussehen — Oder war das nur jetzt, weil die Sommerhize sie abspannte? Ginerlei, er hatte es doch wohl auch gemerkt. Und er daneben! Er in seiner Jugendschöne, der vollen blühenden Kraft, er, mit dem feinen Profil, dem eppigen Braungelock, mit dem weichen Schmelz seiner Augen, seiner Stimme... Sie war alt, ja alt und verblüht... Wie hatte sie es bis dahin nicht gemerkt? Eine tiefe unaussprechliche Scham kam über sie, stieg ihr zum Herzen, zum Kopf, presste ihr die brennenden Tränen aus den Augen... Wie hatte sie nur einen Augenblick denken, glauben können... Es war ja ganz unmöglich... Und darum hatte auch niemand etwas daran gefunden, als sie, das einsame, schuzlose Mädchen sich einen jungen Mann einlud... Und ein junger Mann blieb er doch, wenn er zehnmal ihr Better war... Also deshalb... Und nur sie allein hatte es nicht gewußt... Er hatte es gewußt, gesehen vom ersten Tag an; sein Künstlerauge hatte nachsichtig, mitleidig vielleicht auf ihrem ergrauenden Scheitel, ihren welkenden Zügen geruht. Und sie, sie... O diese Schmach, diese unaussprechliche, diese verhängende Scham!



Morgartendenkmal. Entwurf von Franz Wanger, Zürich-München.

Eine Stunde später trat Brigitte in das Zimmer ihrer Herrin ein. „Ja, was machen Sie denn hier oben, Fräuleinchen? Du mein Himmel, wie sehen Sie denn aus? Ist Ihnen etwas geschehen?“

Ganz aschfahl, grau und gealtert kam ihr plötzlich ihr liebes Fräuleinchen vor, so, wie sie es nie gesehen. Die gute Alte erschrak. „Ja, Kind, was ist Ihnen denn?“ fragte sie immer wieder mit vertraulicher Besorgnis, Renatas Hand ergreifend: „Was ist Ihnen? Sie sehen ja sterbensschlecht aus! Wenn Sie der junge Herr so sehen würde! Ja, was ist Ihnen nur?“

Denn Renata hatte die gute Alte umfaßt und presste nun ihr Gesicht mit heißem Schluchzen an deren Brust. Lange weinte sie so, wie einer, dem das Herz bricht vor Weh. Die Alte schüttelte nur von Zeit zu Zeit den Kopf: mochte sie etwas ahnen, etwas verstehen? Zuletzt hob sie das tief gesunkene Haupt Renatas, streichelte ihr die wirren Haare zurecht und sagte in beschwichtigendem Ton, wie man zu einem Kinde spricht: „So, so, jetzt trocknen Sie die Tränen, nun ist's genug geweint! Ich mache Ihnen geschwind ein Täschchen Tee; das erquickt Leib und Seele, und dann kommen Sie herunter und sind wieder unser liebes, altes Fräuleinchen! Es ist ein schöner Abend draußen, und Jakob pflückt Erbsen. Vielleicht helfen Sie ihm ein bißchen... So, so...“

Renata tat alles, was die gute, alte, treue Seele wollte. Sie kam sich so alt vor und doch wieder wie ein armes, hilf-

loses Kind. Willig trank sie den Tee und half dann Jakob beim Pflücken der Erbsen. Ihr entstelltes, geschwollenes Gesicht würde er wohl nicht bemerken, dachte sie. Aber sie schaute nicht ein einziges Mal dort hinüber, über den Gartenzaun nach dem Walde. Am Abend, als die ersten Sterne droben ihre Augen öffneten, hüchelte sie leise nach dem Friedhof; ihr war, als müßte sie dort etwas begraben, ihre ganze Jugend, ihr Glück, ihre... Das Wort dachte sie nicht einmal aus.

Es gibt ein Kranken der Seele nach Liebe, das in einsamen, alternden Herzen aufzuteigen pflegt, das einem körperlichen Siechtum gleicht, ein Suchen und Nichtfindenkönnen. Renata hatte an jenem Abend in ihrer tiefen Scham all das Keimen und Sprossen und Blühen ihres spät erwachten Herzens begraben, draußen auf dem stillen Kirchhof, wo die verwilderten Rosenbüsche ihre langen Ranken auf die Gräber legten. Aber das Weh blieb, und die Wunde wollte nicht heilen. Sie irrte stumm und ruhelos im Garten, im Haus herum, sie suchte sich in doppelter Arbeit zu betäuben; das Weh blieb. Die krankhafte Sehnsucht, jemanden lieben zu dürfen, jemanden zu umfassen, jemandem zu dienen, geliebt zu werden, die linde Berührung einer milden Hand zu spüren, fragende, antwortende Blicke zu tauschen — sie lebte fortwährend in ihrer Seele. Sie kam sich wie ausgetauscht, wie eine Fremde vor. War dies noch die ruhige, gleichmäßig heitere Renata, die treppauf, treppab ging, Zucker abwog, Wäsche zuschnitt, Bohnen schnitzelte, die Rosen beschneidete und Küchenschürzen auf der Maschine säumte? Dies liebefranke, seltsame Geschöpf... Nein, es war unmöglich!

Würde sie sich jemals an den tiefen Schmerz gewöhnen oder würde er zeitlebens in ihrer Seele bleiben, so wie jetzt?

Brigitte sah, daß ihr Fräuleinchen krankte, sie sah, wie schmal und blaß ihre Wangen wurden, wie tief die Schatten unter den Augen. Sie mochte auch ahnen, daß es eine innere Krankheit war, keine äußere. Sie wachte über Renata und verhin- derte, daß diese sich zu viel zumutete. Sie duldete es nicht, daß sie die nächsten Sonntage zur Kirche ging. Erst als das Wetter wieder besser geworden und ein wenig Farbe in Renatas Wangen zurück- gefehrt war, durfte diese den ge- wohnten Gang am Sonntagmorgen antreten. Und da fiel Renata

auf einmal heiß auf die Seele, daß ja ein anderer heute auf der Kanzel stehen würde, und nicht mehr ihr alter guter Freund. Der hatte schon im Frühjahr sein Besuch um Pensionierung eingereicht; während des fremden Betters Anwesenheit war er fortgezogen. Der Abschied war herzlich gewesen; aber weit leichter, weit flüchtiger, als es Renata nach so vielen Jahren der Freundschaft für möglich gehalten hätte. Nun war schon der neue Pfarrer da mit Frau und Kindern. Renata hatte ihn noch nicht gesehen; die junge Frau sollte leidend sein, sagte man, und als er seinen Antrittsbesuch machen wollte, hatte er Renata verfehlt. Tief in Gedanken setzte sie sich auf ihren Platz und blickte erst auf, als eine wohlklingende Stimme sie aus ihren Träumen riß. Die Predigt war gut; nur als er vom Hunger des Herzens sprach, den nichts Zeitliches stillen kann, da hätte sie am liebsten laut aufgeschluchzt. Was wußte denn dieser fremde Mann von ihrer Seelenwunde? Nach dem Gottesdienste ging sie dem Pfarrhause zu, um einen Besuch zu machen, und wurde herzlich und warm willkommen geheißen. Die Pfarrerin, eine noch junge, zart aussehende Frau, bat sie, Platz zu nehmen, und entschuldigte den Mann, der sich ein wenig gelegt habe, weil er in der Nacht zu einem Kranken gerufen worden sei.

„Es ist mir eine so große Freude und Beruhigung, das gnädige Fräulein kennen zu lernen,“ sagte sie treuherzig; „denn

ich habe es mir recht sehnlich gewünscht. Sehen Sie, liebes, verehrtes Fräulein, ich bin in großer Not; ich hatte gehofft, unser drittes Kind würde noch auf der frühern Pfarrstelle zur Welt kommen; aber es hat anders sein sollen. Der alte Herr Pfarrer hier mußte früher weg, als er dachte, und nun sind wir so ganz fremd hier am fremden Ort, und ich... Sie können sich ja denken, daß mir etwas bangt. Da hätte ich denn eine recht herzliche Bitte. Nur weiß ich nicht, ob sie nicht gar zu unbescheiden ist..."

"Sagen Sie mir, was ich tun kann," bat Renata, "und wenn es möglich ist, soll es gern geschehen."

"Würden Sie meine zwei Kleinen während der Zeit ein paar Mal auf einige Stunden zu sich nehmen, damit sie versorgt sind?" fragte die junge Frau. "Ich weiß es, bei Ihnen sind sie gut aufgehoben. Ich habe zwar mein Mädchen, das treu und anhänglich ist; aber ich werde es in der Zeit selber brauchen."

"Senden Sie sie nur!" sagte Renata. "Ich habe noch nie mit Kindern zu tun gehabt; das ist mir etwas völlig Neues; aber ich will mein Bestes tun."

"Sie haben noch nie mit Kindern zu tun gehabt?" rief die junge Frau ungläubig, fast bedauernd, wollte es Renata vorkommen. "Ach, aber dann... Es wird Sie ermüden... Kinder sind unruhig."

"Versuchen Sie's!" lächelte Renata. "Schicken Sie sie einmal zur Probe herüber, wenn Sie glauben, daß sie gut tun bei mir!"

"Das glaube ich; sie sind überall bald heimisch, und Otti ist schon ganz vernünftig."

Im Nebenzimmer wurden Kinderstimmen laut.

Die Pfarrerin ging, um die Kleinen zu rufen. "Otti! Totti! Kommt herein und sagt dem gnädigen Fräulein guten Tag!"

Sie kamen Hand in Hand, zwei kleine Gestalten mit hellen Gesichtern und schimmernden Blondlocken, und sahen Renata aus blauen Kinderaugen treuherzig an. Diese war verlegener als die Kinder. Sie hatte gar selten mit solchen zu tun gehabt; aber ihr ganzes Herz ging auf beim Anblick der lieblichen Geschöpfe.

"Wie heißt Ihr?" fragte sie, "Otti und Totti?" und sie faßte nach den kleinen Händen.

"Ja, ich heiße Otti und der da Totti," nickte die Kleine und wies auf den noch jüngern Bruder. "Eigentlich hat man uns Ottilie und Ottmar getauft; aber das war uns zu lang, und so haben wir es kürzer demacht."

"Ja, kürzer demacht," bestätigte der Kleine. "Bist du das dnädige Fräulein?"

"Sie haben schon so viel von Ihnen gehört," beilte sich die Pfarrerin zuvorkommen, die fürchten mochte, ihre Kinder könnten zu offen sein. "Unsere Kleinen sehen gar wenig Fremde; vielleicht sind sie eben deshalb so wenig scheu."

"Hast du auch einen Pfarrer und eine Kirche?" forschte Otti und legte ihr Händchen auf Renatas Knie.

"Nein, mein Kind," gab diese zurück.

"Dann gehörst du bloß zur Gemeinde?"

Renata mußte lachen. "Ich fürchte, ja," erwiderte sie, und die Pfarrerin meinte entschuldigend: "Sie sind so wenig an kleine Kinder gewöhnt, und die unsrigen sind so offenherzig; sie reden gerade heraus, was ihnen durch den Sinn fährt..." Aber Renata nahm statt aller Antwort die Kleinen in ihre Arme. Es tat ihr unendlich wohl, die weichen, kleinen Kinderarme an ihrem Halse, die rosigten Kinderlippen auf ihrem Munde zu fühlen; fast kam es ihr vor, als sei es das, wonach ihr Herz so lange gedürstet.

"Du bist tomsich," meinte Otti, sich aus ihren Armen befreiend, um sie kritisch zu betrachten. "Bist du jetzt an kleine Tinner dewöhnt?"

"Ich hab diß lieb, ja," nickte Totti und streichelte ihre Wange mit den runden, kleinen Händchen.

"Ich auch," versicherte Otti, "und du tanust oft zu uns kommen, und wir kommen auch zu dir."

Es wurde innige und feste Freundschaft geschlossen zwischen Renata und den Kindern. Es war, als ahnten sie den Hunger des einsamen, trauernden Herzens und suchten auf ihre liebliche Kinderart ihn zu stillen.

Beim Abschied sagte die Pfarrerin: "Wir sind schlechte Leute, mein Mann und ich, und sind gewöhnt, alle Menschen beim Wort zu nehmen. Darf ich das auch bei Ihnen? Ich

habe von Anfang an ein so herzliches Vertrauen zu Ihnen gefaßt..."

Renata fühlte sich von der einfach herzlichen Weise der jungen Frau sehr angezogen. Als sie sich trennten, kam es beiden vor, als kennten sie sich schon lange.

Noch am selben Tage ging Renata auf den Speicher ihres großen, öden Hauses und suchte dort lange unter den alten Sachen herum: eine Arche Noah, noch aus ihrer Kinderzeit, fand sich vor, und eine Puppe. Der Puppe Wachsgeflächten war gelb vom Alter, und in der Arche fehlten Sem und eines der Kamele; aber Otti und Totti würden die alten Sachen sicherlich noch schön finden. Auch Renata fand sie schön und lieb; die Liebe vergoldet alles.

Die Kinder kamen und waren gar nicht scheu bei der fremden Tante. Aber Nicke, das Mädchen, berichtete, es gehe der Frau Pfarrer gar nicht so recht gut, und am nächsten Tage ließ sie die Kleinen bis zum Abend bei dem Fräulein; es war große Angst und Besorgnis im Pfarrhause, und Renata blutete das Herz, während sie mit den Kleinen spielte und sie fröhlich lachten und jauchzten: sie ahnten nichts davon, daß ihr ganzes Kindheitsglück bedroht war.

Und sie kam, die Schreckensnachricht! Renata war es, als läge ihr eigenes Leid weit, weit hinter ihr begraben, so rasch und tief hatte sich ihr Leben und Denken und Fühlen mit dem der ihr lieb gewordenen Menschen verwoben. Als sie in das Pfarrhaus eilte, begrüßte sie der Pfarrer stumm und gebeugt, und verächtlich standen die beiden Kinder in einer Ecke. Sie wurde in das Zimmer geführt, wo die Tote lag, friedlich, fast schön im feierlichen Ernste des Todes; sie war eine fromme Seele gewesen und hatte beim Scheiden die armen, mutterlosen Waisen vertrauensvoll in Gottes Hand gelegt. Es war ein unaussprechlich tiefes Weh über das kurz vorher noch so friedlich-frohe Haus gebreitet; aber selbst jetzt noch spürte man den Hauch dieses Friedens, der es durchwehte.

Nicke legte schluchzend das kleine Neugeborene in Renatas Arme, und diese, die noch nicht oft ein Menschenkind gesehen, dessen Dasein erst nach Stunden zählte, fühlte ein seltsames Schauern, als sie das kleine Bündel an sich drückte, das nach Wolle und linder Seide duftete. Sie wischte ihre Tränen ab, damit sie nicht auf das kleine Gesichtchen fallen sollten, und ein nie gefanntes Gefühl zog in ihr Herz: unendliches Mitleid und ein süßes Glück. Gestern früh war es noch



Charles Sealsfields Grab in Solothurn.

nicht, dieses kleine Menschenleben; jetzt atmete es in ihren Armen, schlug die Augen zur Helle auf, erhob sein klagendes Stimmchen, um Nahrung zu verlangen. . . Und das Leben, das ihm das Leben gegeben, war geflohen, um dies kleine, schutzlose Lebensfünkchen allein in der großen, weiten Welt zurückzulassen!

Renata saß, das Kind in ihren Armen, und wie im Traume ging Gegenwart und Vergangenheit an ihrer Seele vorüber; sie hätte ewig so träumen mögen und über die Nütsel des Daseins nachdenken! Erst als Otti und Totti sich zu ihr heranschlichen und sich an sie schmiegt, wachte sie wieder aus ihrem tiefen Sinnen auf. Leise, im Flüstertone, begann sie mit ihnen von der Mama und dem kleinen Brüdlein zu sprechen und die geängsteten, verstörten Kindergemüther zu beruhigen. Nicke war froh, die Kleinen versorgt zu wissen; sie hatte viel zu tun und magte den Pfarrhern nicht zu stören, der in seinem Studierzimmer ruhelos auf- und abging. Als die Besperzeit kam, rief Nicke Renata ins Kinderzimmer. Sie wollte ihr das schlafende Kleine abnehmen; aber Renata hielt es mit lebenden Augen zurück: ihr war, als müße sie es in ihren warmen, schützenden Armen bergen, damit es sich der unbarmherzige Tod nicht auch zur Beute hole. Zuletzt, als es Abend geworden, mußte sie es doch in seine Wiege zurücklegen, um heimzugehen. Aber da hängten sich Otti und Totti an sie und weinten in ihrer ahnungslosen Kinderangst, die sie nur das Ungewohnte, nicht das Furchtbare dieses Tages empfinden ließ. Sie klammerten sich an sie an und wollten sie nicht loslassen. „Bleib, bleib da!“ schluchzte Otti, und Totti hielt sie mit seinen dicken Armmchen fest. Renata suchte fragend Nickes Blick. „Ich bliebe ja gerne da,“ sagte sie, „herzensgerne; aber was würde der Herr Pfarrer sagen?“

„O, der würde gar nichts sagen. Er ist in seiner Stube und merkt nicht, was um ihn vorgeht, der arme Mann! Ja, bleiben Sie, Fräulein!“ beilte sich Nicke zu sagen, die nicht wie andere Dienstboten neidisch auf ihre Rechte war, sondern sich erleichtert fühlte, die große Verantwortlichkeit teilen zu können. „Gnädig Fräulein verstehen's so gut, mit den Kindern fertig zu werden; bei mir tun sie nicht halb so gut. Wir schlagen geschwind ein Bett auf im Kinderzimmer, und ich schlafe daneben mit dem Kleinen.“

So blieb Renata. Sie hätte an diesem Abend das Herz nicht gehabt, in ihr ödes, leeres Heim zurückzukehren. Auch hier war das Haus öde und leer geworden; aber es waren junge Leben da, die nach ihr verlangten, sie brauchten.

Renata blieb, blieb im Pfarrhause, auch nachdem die Beerdigung vorbei war; es machte sich ganz von selber so. Sie war von jeher bedürfnislos gewesen; darum entbehrte sie nichts, und die Liebe der Kinder machte sie überreich.

Anfangs versuchte es der Pfarrer, ihr mit Worten seine große Dankbarkeit auszudrücken; dann aber, als er sah, daß es sie jedesmal nur unglücklich machte, unterließ er es. Sie waltete und schaltete so geräuschlos im Hause, ging ihm so zartfühlend aus dem Wege, daß er ihre Nähe nur wie das Wehen eines guten Geistes spürte und sich ganz seinem tiefen, geheiligten Schmerz hingeben konnte. Seine Kleinen waren versorgt, wie zu Lebzeiten der Entschlafenen, und er dankte Gott dafür.

Die alte Brigitte freilich rang die Hände über ihres Fräuleinchen's seltsamen Einfall und klagte, sie werde sich zu Tode abmühen und ablagen mit den drei wildfremden Kindern, die sie doch im Grunde nichts angingen. Dasselbe sagten die übrigen Dienstboten und viele Leute im Dorfe: Renata wäre nicht recht gescheit, aus ihrem behaglichen, schönen Heim in das enge Pfarrhaus zu ziehen, mitten in Kinderlärm und Kinderunruhe hinein, an die sie doch zeit lebens nie gewöhnt gewesen sei. So eine seltsame, verschrobene Idee! Sie hat es wohl der verstorbenen Frau Pfarrerin versprochen, meinten einige, und nun möge sie ihr Wort nicht brechen.

Auch Renata war es, als habe sie der Pfarrerin ein heiliges Gelübde abgelegt, nach besten Kräften für ihre Kleinen zu sorgen. Sie kam sich wie umgewandelt vor; ihr Leben hatte auf einmal einen Zweck, Bedeutung, Sinn bekommen. Sie ging aus sich selbst heraus, seit sie nicht mehr sich allein lebte, sie wurde fröhlicher, gesprächiger, sie verjüngte sich zusehends und blühte wieder auf.

Es wurde mir gesagt, Renata habe den Pfarrer später noch geheiratet. Ich weiß es nicht; mir genügt es, daß sie ihr spätes Glück doch noch endlich gefunden hat. Denn Glück ist in der Liebe allein, und auch hier heißt es: Geben ist seliger denn nehmen!

Charles Sealsfields Grab.

Zu umstehender Abbildung nach photographischer Aufnahme des Verfassers.

Auf dem alten St. Niklausenfriedhof bei Solothurn liegt seit 1864 der österreichisch-amerikanische Schriftsteller Charles Sealsfield (Karl Postl) begraben, dessen Person seinerzeit von einem geheimnisvollen Nimbus umkleidet und auch heute noch nicht vollkommen klargestellt ist. Jahrzehnte hindurch galt er als der große Unbekannte, und erst neuere Forschungen haben das diesen Namen umgebende Mysterium einigermaßen gelichtet. Charles Sealsfield ward am 3. März 1793 (dieses Datum ist auch auf der vom Dichter selbstverfaßten Grabchrift angegeben) als Sohn des Ortsrichters Anton Postl zu Popitz in Böhmen geboren. Nach seiner Studienzeit trat er 1813 in den Prager Kreuzherrenorden, wo sein rasches Avancement schon Aufsehen machte; noch viel mehr tat es seine geheimnisvolle Flucht 1823, über deren Gründe niemals Bestimmtes bekannt wurde. Man riet auf Liebeshändel oder Streitigkeiten im Kloster, ohne für die eine oder andere Angabe Beweise anführen zu können. Die Spur des Flüchtigen führte über Wien, Innsbruck nach der Schweiz, wo sie sich verlor, und fortan galt Karl Postl als verschollen. Vierzig Jahre später brachte er sich der Welt durch seinen Tod und sein Testament wieder in Erinnerung. Unter seinem angenommenen Namen Charles Sealsfield war er freilich schon wenige Jahre nach seinem Verschwinden wieder an die Öffentlichkeit getreten und zwar zuerst durch die Aufsehen erregende Schrift: «Austria as it is». Die genaue Kenntnis

österreichischer Dinge ließ einen ausgewanderten Oesterreicher vermuten; aber niemand ahnte den wahren Autor. Während seines Aufenthaltes in Amerika veröffentlichte er eine ganze Anzahl hervorragender Romane und Skizzen, teils in englischer teils in deutscher Sprache. 1832 kehrte er aus Gesundheitsrückichten wieder nach der Schweiz zurück, wo er sich in Solothurn dauernd niederließ und seine tüchtigsten Arbeiten schuf. Während seines Schweizeraufenthaltes unternahm er noch drei längere Reisen nach Amerika. Die Identität Sealsfields mit dem Popitzer Ortsrichtersohn ist nach seinem Ableben überzeugend nachgewiesen worden. Geheimnisvoll blieb aber, warum er nie nach seiner Heimat zurückgekehrt und sich nie zu seinem wahren Namen bekannt hat. In seinem Testament, das u. a. den richtigen Geburtstag angab, bedachte er die Nachkommen des Anton Postl, somit auch sich selbst, bedachte aber seine wahre Herkunft nicht auf. Nach einer in Prag fortlebenden Tradition sei er, um ein Ehrenwort zu halten, verschwiegen ins Grab gepilgert. Es heißt, daß jener Freund, der ihm die Mittel zur Flucht gab, ihm das Wort abnahm, seinen wahren Namen für immer abzulegen.

Die Solothurner „Töpfer-Gesellschaft“ hat das auf Ende 1904 abgelassene Grabrecht Sealsfields auf weitere vierzig Jahre erneuert und damit den verstorbenen Dichter wieder in Erinnerung gebracht.

Anton Krenn, Zürich.

Wegweiser

So sonnig war 's Tal und der Himmel so licht!
Mein Weg war ungewachsen von Gräsern dicht.
Bergaldklein verflang schon leis und leiser . . .
Wohin führte der Pfad? — Halt, dort stand ein Weiser!
So die Wege zu merken, wie sehr erfreut's!

— Nein, es war kein Weiser, es war ein Kreuz!
Ein eingesunkenes Kreuz am Wege,
Das wies das Ziel für die blumigen Stege.
Ich las die Inschrift, ich merkte auf:
Ein vergessener Name stand darauf!

Margarete Münsterberg, Rathenow bei Berlin.